

Therapeutischer Diskurs und vernetzte Seele

Zu Eva Illouz' Versuch einer Kritik der aktuellen Form des Zusammenhangs von geistiger Produktion und gesellschaftlicher Arbeitsrealität.

Eva Illouz' Feld ist die Kulturosoziologie, ihre Beschäftigung mit der Kultur zielt auf die Bedeutung ab, die die Menschen ihren sozialen Interaktionen geben. Illouz versteht es so, dass das Kulturelle die sozialen Beziehungen begründet, ohne ihnen gegenüber autonom zu sein; die sozialen Beziehungen würden ihrem Verständnis nach das Kulturelle kodieren (vgl. Illouz 2011.: 23). Dabei ist Illouz vor allem für ihre kulturosoziologische Beschäftigung mit Gefühlen bekannt geworden. Gefühle sind für sie nichts Vorkulturelles oder Vorsoziales, sondern stellen ein verknüpfendes Element zwischen den sozialen Beziehungen und den kulturellen Bedeutungen dar. Die zentrale These in ihrem Buch *Die Errettung der modernen Seele* ist die Formierung eines therapeutischen Diskurses im Verlauf des 20. Jahrhunderts, der alle Bereiche durchdringt: das Kulturelle, die sozialen Beziehungen und die Gefühlswelt. Die in diesem therapeutischen Diskurs verwendete Sprache versteht sie als eine „neue Sprache des Selbst“, welche mittlerweile allgegenwärtig sei. Sie schreibt:

„Nicht nur hat fast die Hälfte der Bevölkerung bereits einmal die Dienste eines Psychotherapeuten in Anspruch genommen, stärker noch fällt ins Gewicht, dass die therapeutische Perspektive in verschiedenen Sphären der zeitgenössischen Gesellschaften institutionalisiert worden ist – so in Unternehmen, Massenmedien, in der Kindererziehung, in intimen und sexuellen Beziehungen, in Schule, Armee, Wohlfahrtsstaat, in Resozialisierungsprogrammen und internationalen Konflikten. (...) Der therapeutische Diskurs hat die scheinbar undurchlässigen Sphären der Moderne durchdrungen, ihre Grenzen verwischt und ist auf diesem Wege zu einem der wichtigsten Codes geworden, um das Selbst auszudrücken, zu gestalten und anzuleiten.“ (ebd.: 13).

Mit ihrem Begriff des „therapeutischen Codes“ will Illouz einen mehr oder weniger unsichtbaren semiotischen Kode beschreiben, der das alltägliche Verhalten der Menschen organisiert und Interaktionen strukturiert (vgl. ebd.: 19). Als solcher sei er zwar nicht deckungsgleich mit dem Diskurs der professionellen Psychologie, welcher klare Orte und Regeln der Textproduktion habe, letzterer strahle aber in ein diffuses kulturelles semiotisches System aus. Der Diskurs der Psychologie sei dabei besonders prädestiniert für die Aufhebung der Trennung von professionellem Diskurs und dem Diskurs der Allgemeinheit bzw. für die Popularisierung professionellen Diskurses, denn immer schon hätten Psychologen zwischen der Position des Fachmanns und der Position des moralischen Ratgebers für die Fragen des Alltags oszilliert (vgl. ebd.: 95). Diese Vermischung von populärem und wissenschaftlichem Diskurs findet Illouz bereits bei Freud, denn Freud zeichne sich Illouz zufolge dadurch aus, dass er eine neue Sprache geschaffen habe, um die Seele zu beschreiben, zu diskutieren und zu lenken, und zwar

eine „hybride Sprache“, in welcher sich, wie Illouz schreibt, „die rhetorischen Figuren der populären Heilkunst und Mythologie mit der legitimitätsverheißenden Sprache von Medizin und wissenschaftlicher Rationalität verbanden“ (ebd.: 68). Ein Aspekt dieser Vermischung von populärem und wissenschaftlichem Diskurs in der Psychologie ist, dass in der Psychologie das Alltägliche Gegenstand der Forschung ist. So sei Freud auch gerade deswegen erfolgreich gewesen, weil er die Privatsphäre und das Alltägliche zum Thema gemacht habe. Damit habe er anschließen können an einen bereits im 18. Jahrhundert begonnen Wandel, nämlich der „Verlagerung von Identität und Selbstsein in die Sphäre des Alltäglichen“ (ebd.: 72). Freud habe diese Schwerpunktverlagerung auf das Alltagsleben radikalisiert und dem Alltäglichen dadurch einen Glanz verliehen; das ereignislose und banale Reich des Alltäglichen sei mit Hilfe seiner Theorie als ein Bereich erschienen, der gefüllt ist mit Ereignissen, die große Beachtung verdienen. Das Triviale und Gewöhnliche sei so von Freud zu etwas Sinnhaftem und Großem aufgewertet worden (vgl. ebd.: 72f.).

Illouz erklärt den Erfolg der Psychoanalyse außerdem damit, dass die Psychoanalyse auf verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen im Geschlechterverhältnis geantwortet habe. Illouz beschreibt z.B. wie die Familienstruktur seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Wandel durchgemacht hat. In der bürgerlichen Familie sei ein Rückgang der Geburtenrate zu verzeichnen gewesen¹, welchen Illouz zum einen mit einer zunehmenden Trennung von Sexualität und Fortpflanzung in Verbindung bringt, zum anderen habe ein daraus resultierender größerer Altersunterschied zwischen Eltern und Kindern eine deutlichere Trennlinie zwischen diesen hervorgebracht. Daneben habe sich eine Spezialisierung der Geschlechterrollen und eine Intensivierung der emotionalen Bindungen zwischen Müttern und Kindern eingestellt. Weil ein großer Teil der Arbeit im bürgerlichen Haushalt von externen Dienstleistern übernommen worden sei, habe die Rolle der Frauen zunehmend eine emotionale werden können und seien bürgerliche Frauen zunehmend als Mütter wahrgenommen worden. Die Identität der Männer habe sich dagegen außerhalb des Hauses gebildet (vgl. ebd.: 75f.). Auch weil etwa die psychoanalytische Geschichte vom Ödipus auf eben diese neue Familienstruktur geantwortet habe, habe sich die Psychoanalyse Illouz zufolge durchsetzen und in die Kultur integriert werden können.

Weiter erklärt Illouz den Erfolg der Freudschen Theorien damit, dass Freud in diese Sphäre des Alltäglichen neue kulturelle Kategorien eingeführt habe, denen kein klares Signifikat entsprochen habe - so etwa die Kategorien von Pathologie und Gesundheit. Die Unklarheit dieser Kategorien habe einen neuen Modus der Selbst-Interpretation ermöglicht. Illouz schreibt:

¹ Illouz gibt folgende Zahlen an: „Zwischen 1800 und 1849 kamen durchschnittlich auf eine Ehefrau nahezu fünf Kinder; zwischen 1870 und 1900 weniger als drei und 1915 weniger als zwei“ (ebd.: 186).

„Die Freudsche Weigerung, Normalität und Pathologie voneinander zu isolieren, und die Freudsche Behauptung, beide grenzten zwangsläufig unmittelbar aneinander, führten zu einer Verdachtshermeneutik gegenüber gewöhnlichem Verhalten.“ (ebd.: 84).

Alle möglichen Alltagshandlungen konnten auf diese Weise plötzlich tiefe, verborgene Bedeutung haben und jeder konnte zu einem Interpreten seines eigenen Lebens werden (vgl. ebd.: 84). Dadurch, dass es Freud gerade um das gegangen sei, „woran die Menschen nicht denken, worüber sie nicht sprechen und was sie nicht tun“, sei außerdem die Möglichkeit auf Erzeugung von Bedeutung auch dann geschaffen worden, wenn man diese Bedeutung ablehnte. So habe Freud die Möglichkeit eines unaufhörlichen Projektes der Selbst-Interpretation geschaffen (vgl. ebd.: 86). Durch diese „Verdachtshermeneutik“ gegenüber dem Selbst und ihrer grenzenlosen Interpretations-Möglichkeiten habe der Freudsche Ansatz eine gewaltige kulturelle Produktivität entfalten können: jede Form von Verhalten und Gefühl habe nämlich nun der Interpretation bedurft. Egal ob mit Extrovertiertheit oder Schüchternheit, mit Geplapper oder Schweigen, mit sexueller Promiskuität oder sexueller Enthaltbarkeit – immer bestehe nach dem Freudschen Diskurs die Notwendigkeit der Interpretation. Dazu sei in der Therapie das Ideal des inneren „Gleichgewichts“ vertreten worden, durch das ebenfalls jegliche Regung und jegliches Verhalten als potenziell problematisch ausgezeichnet werden könne. Illouz betont dabei den rationalen Aspekt der Psychoanalyse, welchen diese dem als problematisch gekennzeichneten Nicht-rationalen gegenübersetze. Es handele sich bei der Psychoanalyse, so Illouz, um eine rationale Methode, die „zur Selbsterkenntnis verpflichtet und zu diesem Zweck einen Prozeß der Selbstprüfung vorschreibt, bei dem man sich unvoreingenommen-distanziert in den Blick zu nehmen hat, um am Ende Freiheit und Autonomie zu erlangen.“ (ebd.: 93).

Diese von der Psychoanalyse oder Psychologie geschaffenen Modelle einer rationalen Steuerung der Emotionen gingen Illouz zufolge eine Allianz mit der von ihr sogenannten „kulturellen Matrix“ des Marktes ein: z.B. mit einem Motiv des Eigennutzes und mit einem Zweck-Mittel-Kalkül. Durch diese Allianz sei der therapeutische Diskurs mit Metaphern des Ökonomischen und andersherum das wirtschaftliche Verhalten mit Metaphern der Psychologie getränkt worden (vgl. ebd.: 108). Bei ihren Ausführungen zeichnet Illouz diesen wechselseitigen Prozess zwischen Markt und Psychologie vor allem von Seiten des Managements nach. Sie schaut sich die Managementratgeber an und kommt zu dem Schluss, dass das Management die Sprache der Psychologie, welche mit dem Versprechen von Harmonie in der Belegschaft und einer Steigerung der Produktivität gelockt habe, gerne aufgegriffen habe. Schon ab den 1920er Jahren habe in der Unternehmenskultur ein Wandel eingesetzt, der sich in den 1960er Jahren intensiviert habe und der von Illouz folgendermaßen zusammengefasst wird:

„Traditionelle, auf Autorität oder gar Zwang beruhende Arbeitsverhältnisse wurden kritisiert und verworfen; sie wurden zu emotionalen und psychologischen Verhältnissen umdefiniert und ermöglichten so eine (scheinbare) Harmonie zwischen Organisation und dem einzelnen.“ (ebd.: 131).

In Folge dieses kulturellen Wandels habe sich die berufliche Kompetenz zunehmend über emotionale Termini definiert (vgl. Illouz 2006: 39). Dabei waren es Illouz zufolge die Psychologen, die die Rolle von „Wissensexperten“ übernahmen und für das Management Methoden zur Verbesserung der Mitarbeiterbeziehungen entwickelten. Konflikte seien in Folge des Imports des therapeutischen Diskurses in die Arbeitswelt nicht mehr als Kampf um knappe Ressourcen ausgetragen worden, stattdessen sei der Kampf gegen individuelle Arbeitshemmungen und „emotionale Blockaden“ in den Mittelpunkt gerückt - nach dem Motto: die Arbeiterin ist nicht so produktiv, wie sie sein könnte, weil der Abteilungsleiter ihrem verhassten Stiefvater ähnlich sieht (vgl. ebd.: 26f.). Der in der Familiensphäre erprobte therapeutische Diskurs sei also durch die Herstellung einer diskursiven Kontinuität zwischen Familie und Arbeit in die Arbeitssphäre eingedrungen. Diese neue Vermischung von „Skripten für wirtschaftliche Beziehungen“ mit „Skripten interaktional-emotionaler Zusammenhänge“ (vgl. Illouz 2011: 108f.) habe zu neuen kulturellen Verhaltens-Kodes geführt. Darunter z.B. die Forderung nach einer neuen emotionalen Selbstkontrolle. Diese zeichne sich aus durch eine Mischung von Emotionalität und Rationalität und durch das Vermögen, Gefühle in den Mittelpunkt des Selbst zu stellen (vgl. ebd.: 114). Sie baut Illouz zufolge auf die Kontrolle von Wut – diese Kontrolle schließe zwar an bereits lange bestehende puritanische Normen zur Unterdrückung von Wut an, würde aber, wie sie schreibt, diese Selbstkontrolle neuartig in „die doppelte psychologische Sprache der Emotionalität und wirtschaftlichen Effizienz“ gießen (ebd.: 134). Illouz bemerkt in den Managementtheorien dann dazu passend auch eine Abkehr von einem auf Herrschaft und Überlegenheit beruhenden Managementstil, und eine Wende hin zu einer Form emotionaler Selbstkontrolle, welche die Forderung, rational seine eigenen Interessen zu verfolgen, mit der Forderung, Konflikte zu entschärfen und freundschaftliche Beziehungen aufzubauen, verbindet (vgl. ebd.: 142). Sie trifft in der Managementliteratur also auf einen therapeutischen Kode, demzufolge unverhohlene Wut das Zeichen eines psychisch und damit sozial schwachen Selbst ist (vgl. ebd.: 175). Das neue Ideal sei dagegen jener Manager, der sich durch sogenannte „emotionale Kompetenz“ auszeichnet, der sich sowohl selbst kontrollieren kann, als auch die nötige Empathie und Freundlichkeit zeigen kann, die es braucht, um zu signalisieren, dass er fähig zur Teamarbeit ist (vgl. ebd.: 145). Die von Illouz beschriebene Form der emotionalen Selbstkontrolle tritt also nicht allen Gefühlen unterdrückend entgegen, sondern nur bestimmten, wie Wut, Scham, Eifersucht und Verletzung. Diese gelten im therapeutischen Diskurs als Zeichen emotionaler Unreife oder als Zeichen einer emotionalen Funktionsstörung. Leichte positive Gefühle sollen dagegen gefördert werden: der Manager soll freundlich daherkommen, mit guter Laune und einem Lächeln auf den Lippen, ohne sich jedoch von seinen Gefühlen mitreißen zu lassen (vgl. ebd.: 143). Diese neue

Managementlinie habe sowohl dem „tyrannischen Chef“ den Wind aus den Segeln genommen als auch Mitarbeitern, die etwa ihre Verärgerung über Arbeitsbedingungen ausdrücken (vgl. ebd.: 150).

Damit verknüpft sei auch das Ideal der Kommunikation. Streit und Probleme würden diesem kulturellen Modell nach als Folge emotional und sprachlich unvollkommener Kommunikation und umgekehrt eine angemessene Kommunikation als Schlüssel zum Aufbau wünschenswerter Beziehungen erklärt. Die Kommunikation stellt auch die Technik dar, mit deren Hilfe die auf den ersten Blick gegenläufigen Imperative dieser neuen emotionalen Selbstkontrolle – also das Verfolgen von Eigeninteressen bei gleichzeitiger Demonstration der Fähigkeit, in Teams zu arbeiten - in Einklang gebracht werden sollen. Die eigenen Interessen sollen durch die Kunst, soziale Beziehungen zu meistern, verfolgt werden. Dafür bedarf es der Fähigkeit, die Perspektive des anderen einzunehmen, sowie eines gewissen Geschicks im Umgang mit Symbolen bzw. die Fähigkeit, Interaktionen semiotisch zu entziffern (vgl. ebd.: 155, 163f.).

Illouz sieht dieses kommunikative Ideal mit dem Imperativ nach emotionaler Selbstkontrolle verknüpft, denn dem therapeutischen Diskurs zufolge könnten starke Emotionen das Gelingen der Kommunikation stören; „emotional“ zu sein bedeutet dann, die erwartete Glätte der sozialen Interaktion zu stören. Kern des therapeutischen und kommunikativen Ethos sei dagegen, sich durch Kommunikation Gefühle „vom Leib zu halten“ (vgl. ebd.: 229). Gelungene Kommunikation durch emotionale Selbstkontrolle führt dann dazu, dass soziale Netzwerke aufgebaut werden können und langfristig pragmatische Ziele erreicht werden können. Auf diese Weise würden sich Illouz zufolge im therapeutischen Kode ökonomische Rationalität, Kommunikationsfähigkeit und emotionale Selbstkontrolle verbinden. Illouz schreibt, dass „die Psychologen aus der Persönlichkeit eine Art symbolischer Währung (machten), die durch das Vermögen, soziale Bindungen zu meistern, zu managen und zu manipulieren, definiert ist.“ (vgl. ebd.: 164). Das habe dazu geführt, dass die Fähigkeit, soziale Bande zu knüpfen, heute mit echter professioneller Fähigkeit in eins gesetzt würde (vgl. Illouz 2006: 39).

Neben diesen Punkten untersucht Illouz in dem Buch auch die Erfolgsbegriffe der „emotionalen Selbstverwirklichung“ und der „emotionalen Intelligenz“, sowie die Gemeinsamkeiten von Psychologie und Feminismus² und den Niederschlag des kommunikativen Ideals in den Ehebeziehungen. Sie führt in dem Buch sehr verschiedenes Material an und ihren Sprüngen ist manchmal schwer zu folgen: es geht um das amerikanische Militär, das 1918 beginnt, Psychologen und Ärzte anzustellen, um die Kriegsmoral zu fördern, um Manager, die in den 1920er Jahren zusammen mit Psychologen

² „Vor allem teilten Feminismus und Therapie die Vorstellung, daß eine Selbsterforschung etwas Befreiendes haben konnte, daß die Privatsphäre Gegenstand der Bewertung und Veränderung sein konnte und auch sollte und daß Gefühle, deren Platz in der Privatsphäre war, öffentlich zur Schau gestellt werden mußten.“ (Illouz 2011: 210). Beide würden außerdem nach einer „intensiven Form von Reflexivität“ verlangen sowie in der Sexualität einen Hauptschauplatz der Befreiung sehen (vgl. ebd.: 211).

Persönlichkeits- und Intelligenztests für Arbeiter entwickeln, um die Produktivität zu erhöhen, um von psychoanalytischen Theorien inspirierte Werbung für Beauty-Produkte, es geht um Freud, um Maslow und um eine neue Arbeitsethik. Während Illouz bei diesen Ausführungen auch immer wieder zwischen Psychoanalyse und Psychologie hin und her springt, kann die Frage aufkommen, was eigentlich der Gegenstand von Illouz' Kritik ist. Ist es die Psychoanalyse, sind es die populärpsychologischen Ratgeber, oder ist es die Arbeits- und Organisationspsychologie? Illouz tendiert dazu, alles, was nach Freud kommt, als „abtrünnige Theorien der Psyche“ (Illouz 2006: 15) mit unter die Psychoanalyse zu subsumieren bzw. wenigstens von einer ungebrochenen Kontinuität zwischen Psychoanalyse und Psychologie auszugehen. Die sich daraus ergebende Kategorie mit dem Namen „die Psychologie“ basiert auf einer Gemeinsamkeit: all die verschiedenen „Psychologien“ hätten Illouz zufolge quasi mit vereinten Kräften den therapeutischen Diskurs in die Welt getragen. Diese Erkenntnis scheint so richtig wie banal: genauso gut könnte man sagen, dass die verschiedenen Soziologien den soziologischen Diskurs in die Welt getragen haben, die Physik den physikalischen Diskurs in die Welt getragen hat usw. Ich denke, dass Illouz mit dieser Formulierung unterstreichen will, dass der therapeutische Diskurs das Feld der Wissenschaft verlassen hat und die Felder, auf denen er sich ausgebreitet hat, vorher nicht unbearbeitet waren. Allerdings tendiert Illouz dazu, an dieser Stelle ein allzu eindeutiges Bild von dem therapeutischen Diskurs, oder auch „den Psychologen“, als kolonialistische Invasoren zu zeichnen. Um den Brüchen des Wandels, der sich im Bereich der Emotionen und der Arbeitsrealität vollzogen hat, gerechter zu werden, müssten demgegenüber die Unterschiede zwischen „den Psychologien“ mehr in den Blick genommen werden, denn gerade in ihnen sich der Marktlogik zumindest ein Stück weit entziehenden Eigenschaften öffnet sich z.B. die Psychoanalyse einer Lücke, die zwischen Gesellschaft und Subjekt klafft, gerade hier folgt sie als Methode den Regeln ihres Gegenstandes, des Subjekts, welches nie einfach in den aktuellen kulturellen Idealen aufgeht.

Hinzu kommt, dass diese von Illouz klarsichtig wahrgenommenen und beschrieben aktuellen kulturellen Ideale offensichtlich zynisch sind. Offene Kommunikation, die Versprachlichung jedes Gefühls, die Fähigkeit, „echte soziale Bande zu knüpfen“ – all das ist Mittel zum Zweck der Verwertung und wird versprochen, während man eigentlich in einem Verhältnis wechselseitiger Fremdheit lebt. Anstatt auf diese Heuchlerei hinzuweisen, kommt Illouz aus dem deskriptiven Modus nicht so recht heraus. Das Ausbleiben einer angemessenen Skandalisierung der Verhältnisse geht bei Illouz zusammen mit dem Ausbleiben einer präzisen ökonomischen Einordnung des wahrgenommenen kulturellen Wandels. Zwar gibt es bei ihr Stellen, an denen sie ansetzt, die ökonomischen Bedingungen, unter denen sich der Erfolg des therapeutischen Diskurses vollzieht, zu beschreiben, und vor allem verknüpft sie den therapeutischen Diskurs mit Hilfe des an Bourdieus Begriff des kulturellen Kapitals angelehnten Begriffs des emotionalen Kapitals auch mit der Sozialstruktur: der Umgang mit den eigenen Emotionen – bin ich emotional intelligent, emotional kompetent? – stelle eine neue Achse

sozialer Schichtung dar, emotionales Kapital sei in monetäres Kapital konvertierbar. An dieser Stelle schließt sich jedoch kein Versuch an, klar zu benennen, was denn dieser so nüchtern daher kommende Satz – emotionales Kapital ist in monetäres Kapital konvertierbar - eigentlich heißt: es handelt sich um die tendenziell restlose Nutzbarmachung des Menschen. So wie bei Bourdieu wird die Beschäftigung mit der Sozialstruktur aber nicht mit einer zureichenden Analyse der Funktionsprinzipien des Kapitalismus verbunden, sodass die mit dem Begriff des emotionalen Kapitals beschriebene Intensivierung des Konkurrenzkampfes, sowie der ausweglose Zwang, auch den letzten Rest menschlicher Regung zu verwerten, nicht wirklich verstanden wird.

Eine weitergehende Betrachtung der ökonomischen Prozesse des 20. Jahrhunderts hätte Illouz außerdem zu einer anderen globalen Perspektive geführt. Illouz schreibt von einer „weltweiten Verbreitung der psychologischen Modelle“ und einem „globalen emotionalen Habitus“ (Illouz 2011: 362, 366) und übersieht dabei, dass der von ihr beschriebene therapeutische Diskurs mit seinem kommunikativen Ideal für viele Menschen nicht gilt, denn in den globalen Produktionsstrukturen stellt sich für viele Menschen die Arbeitsrealität nicht als „Team-Work“, sondern als herkömmliche Befehls- und Kontrollhierarchie alter Produktionsstrukturen dar. In den Produktionszentren des globalen Südens herrschen diktatorische Verhältnisse, unabhängig davon, ob diese Länder im Westen als Demokratie oder Diktatur gelten. Der therapeutische Diskurs mit seinem kommunikativen Ideal setzte sich offensichtlich bis heute nicht in den Produktionszentren des globalen Südens durch, sondern in den Mittelschichts-Milieus des Westens. Insbesondere beschleunigte sich sein Erfolg in einem Mittelschichts-Milieu in ebenjener Zeit, in der die Produktion größtenteils nach Ostasien ausgelagert wurde, in einem Milieu also, das sich zunehmend dadurch auszeichnete, dass sich Besitzer von Waren, die am anderen Ende der Welt produziert worden waren, im Tausch gegenüberstanden und sich gegenseitig mit dem entsprechenden selbstkontrollierten, kommunikativen Verkäuferlächeln begegneten. Die Bedeutung dieser Abwanderung der Produktion nach Asien für den Reproduktionsprozess des Kapitals ist nicht zu unterschätzen. Die heutige globale Ökonomie kann vereinfachend so beschrieben werden, dass sich auf der einen Seite die in die globale Peripherie abgewanderte despotische Produktion befindet und auf der anderen Seite die Kernländer, in denen das Verkäuferlächeln des Warentauschs weitgehend zur Norm geworden ist - vereinfachend ist diese Beschreibung deswegen, weil es auch im Westen einen Niedriglohnsektor gibt und weil auch im Westen der Anteil derjenigen nicht zu unterschätzen ist, die nicht in „Teams“ arbeiten und für die der Begriff „emotionale Selbstverwirklichung“ in Bezug auf die Arbeitsrealität ein schlechter Witz ist. Auch im Niedriglohnsektor des Westens geht es dagegen in der Regel um die schlichte Unterwerfung der Körper unter die Produktion - so wurde z.B. 2013 berichtet, „dass Arbeiter in einem Tesco-Verteilzentrum in Irland gezwungen wurden, elektronische Armbänder zu tragen, die ihre Arbeitsleistung aufzeichnen; und Anfang 2018 patentierte Amazon ein Armband, das die Bewegungen

der Arbeiterinnen nicht nur verfolgt, sondern auch durch Vibration lenkt“ (Mau 2023: 235). Wenigstens in Bezug auf die Arbeiterschaft im Westen scheint Illouz allerdings die großen Unterschiede zum therapeutischen Diskurs der Mittelschicht wahrzunehmen. Sie schreibt:

„Im Leben der Arbeiter fehlen die therapeutischen emotionalen und sprachlichen Fertigkeiten und der entsprechende Habitus, da sie in ihrer Arbeitswelt kaum vorkommen. (...) Geschick im Umgang mit zwischenmenschlichen Beziehungen, die Fähigkeit, auf Gefühle zu achten und mit anderen zu verhandeln, haben in der Arbeitswelt des Arbeiters wenig Bedeutung.“ (Illouz 2011: 387).

Nimmt man diese zusätzlichen Einschränkungen des Geltungsbereichs der Thesen von Illouz vor, dann ist auch nicht von der Hand zu weisen, dass etwa die am Arbeitsplatz gesprochene Sprache in den letzten Jahrzehnten in einem bestimmten Milieu des Westens therapeutischer geworden ist. So konnte auch Marcuse bereits 1955 eine Harmonisierung der Kommunikation in der Arbeitswelt bemerken. In *Triebstruktur und Gesellschaft* beschreibt er die Erfahrung einer zunehmenden Bürokratisierung und Depersonalisierung der Arbeitsstrukturen, die einhergeht mit einer solchen Harmonisierung. Es lohnt sich, Marcuse hier ausführlich zu zitieren, denn er formuliert damit zusammenhängend die Erfahrung einer neuen Stufe der Bürokratisierung und einer neuen Ohnmacht in der Arbeitswelt:

„Während sich die Herrschaft in einem System objektiver Verwaltung auskristallisiert, werden die Urbilder (Imagines), die die Entwicklung des Über-Ichs lenken, depersonalisiert. Früher wurde das Über-Ich vom Meister, vom Chef, vom Prinzipal „genährt“. Sie repräsentierten in ihrer greifbaren Persönlichkeit das Realitätsprinzip: barsch und wohlwollend, grausam und belohnend, provozierten und bestrafte sie den Wunsch nach Auflehnung; die Erzwingung des vorgeschriebenen Verhaltens, der Anpassung, war ihre persönliche Aufgabe und Verantwortung. Respekt und Furcht konnten daher durchaus von Haß gegen das, was sie persönlich waren und taten, begleitet sein; sie boten ein lebendiges Objekt für die Impulse und für die bewußte Anstrengung, sie zu befriedigen. Aber diese persönlichen Vater-Bilder sind allmählich hinter den Institutionen verschwunden; mit der Rationalisierung des Produktionsapparates, mit der Vervielfachung der Funktion nimmt alle Herrschaft die Form der Verwaltung an. Auf ihrem Gipfelpunkt scheint sich die Konzentration der ökonomischen Macht in Anonymität zu verwandeln: vor den Bewegungen und eigenen Gesetzen des Apparates scheint jedermann, selbst wenn er an der Spitze steht, machtlos zu sein. Normalerweise wird die Kontrolle von Büros ausgeübt, in denen die Kontrollierten Vorgesetzte und Angestellte zugleich sind. Der Meister übt keine individuelle Funktion mehr aus. Der sadistische Prinzipal, der kapitalistische Ausbeuter sind zu gehaltbeziehenden Mitgliedern einer Bürokratie geworden, und ihre Untergebenen begegnen ihnen als Mitglieder einer anderen Bürokratie. Der Schmerz, die Versagung, die Machtlosigkeit des Einzelnen stammen jetzt von einem höchst produktiven und erfolgreich funktionierenden System her, in dem dieser Einzelne einen besseren Lebensunterhalt verdient als je

zuvor. Die Verantwortung für die Organisation seines Lebens liegt beim Ganzen, beim „System“, bei der Gesamtsumme der Institutionen, die seine Bedürfnisse bestimmen, befriedigen und lenken. Die aggressiven Impulse stoßen ins Leere – oder genauer: der Haß trifft auf lächelnde Kollegen, geschäftige Konkurrenten, höfliche Beamte, hilfsbereite Fürsorger, die alle ihre Pflicht tun und alle unschuldige Opfer sind.“ (Marcuse 1955: 99-101).

Auch bei Marcuse geht es also um eine Harmonisierung von Konflikten, die vormals aggressiv in Arbeitskämpfen ausgetragen worden waren. Anstatt aber wie Illouz diese Harmonisierung auf die Einführung eines therapeutischen Diskurses durch eine Manager-Kaste zurückzuführen, führt er zur Erklärung dieser Entwicklung die zunehmende Anonymität in zunehmend bürokratischen Verhältnissen ins Feld, in denen die Arbeiter nur noch auf lächelnde Manager treffen würden, die ebenso wie sie selbst „gehaltbeziehende Mitglieder einer Bürokratie“ sind. Eine Brücke zwischen Marcuses Beobachtungen und den Ausführungen von Illouz lässt sich mit den französischen Soziologen Luc Boltanski und Eve Chiapello schlagen. In ihrer Studie mit dem Titel *Der neue Geist des Kapitalismus*, auf die sich auch Illouz in ihrem Buch bezieht, entwickeln sie ein Entwicklungsmodell des Kapitalismus, nach welchem dieser in verschiedene Phasen eingeteilt werden kann. Sie schreiben:

„Der „erste“ Geist des Kapitalismus mit seiner zentralen Figur des Bourgeois war zugeschnitten auf eine Art Kapitalismus, der zu einem Zeitpunkt, als es von seltenen Ausnahmen abgesehen noch nicht so sehr um Größe ging, im wesentlichen familienweltlich geprägt war. Die Angestellten kannten Eigentümer und Firmenchefs noch persönlich. Zukunft und Alltag des Unternehmens waren eng verknüpft mit dem Schicksal und dem Leben einer Familie. Der „zweite“ Geist (...) entspricht demgegenüber einem Konzernkapitalismus. Die Unternehmen sind bereits in einem Maß gewachsen, dass die Durchbürokratisierung und der Einsatz umfangreicher Betriebsstrukturen mit einem immer höher qualifizierten Personal ein zentrales Element darstellt. (...) Die Aktionäre sind anonym, und viele Firmen haben ihr Schicksal von dem Namen und dem Lebensweg einer bestimmten Familie abgekoppelt. Der „dritte“ Geist hingegen dürfte Strukturähnlichkeiten mit einem „globalisierten“ und neue Technologien einsetzenden Kapitalismus aufweisen (...)“ (Boltanski/Chiapello 2003: 57).

Während nach dieser Einteilung Marcuse also den Übergang von einem primär familienweltlich organisierten Kapitalismus zu einem anonymeren, durchbürokratisierteren Kapitalismus, oder, wie die Autoren es ausdrücken, von einem „ersten“ zu einem „zweiten“ Geist des Kapitalismus beschreibt, versuchen Boltanski und Chiapello in ihrer Studie den nach diesem Stufenmodell aktuellen „dritten“ Geist zu beschreiben. Zu diesem Zweck wählen sie ebenso wie Illouz den Managementdiskurs als Gegenstand ihrer Analyse. Die Manager seien nämlich diejenigen, deren Mitwirken für den Kapitalismus in besonderem Maße erforderlich sei, und gleichzeitig diejenigen, an die aufgrund ihrer Position in besonderem Maße Kritik adressiert werde und die daher auch in besonderem Maße

sogenannte Rechtfertigungsdiskurse entwickeln müssten (vgl. ebd.: 52f., 91f.). Rechtfertigung bedeutet dabei für Boltanski und Chiapello, den Menschen in der Alltagsrealität verankerte Gründe anzubieten, um am Akkumulationsprozess mitzuwirken, und die entsprechenden Rechtfertigungsdiskurse bilden für Boltanski und Chiapello gewissermaßen den „Geist des Kapitalismus“.³ Um den Wandel dieser Rechtfertigungsdiskurse vom „zweiten“ zum „dritten“ Geist des Kapitalismus zu analysieren, vergleichen sie Managementliteratur der 60er und der 90er Jahre - beginnen also nicht wie Illouz mit den 20er Jahren, sondern setzen etwas später an. Sie erkennen zwischen den 60er und den 90er Jahren aber eine ganz ähnliche Entwicklung. So rückt nach Boltanski und Chiapello in den 90er Jahren vermehrt eine sogenannte Vermittlertätigkeit in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Ratgeber, d.h. es wird zunehmend als ein hoher Wert angesehen, in der Lage zu sein, „Verbindungen zu knüpfen“ und „Kontakte herzustellen“ und es geht immer mehr darum, Teil eines „Netzwerks“ zu sein und „Projekte“ ins Leben zu rufen. An dieser Stelle schließen die Thesen von Illouz und Boltanski und Chiapello fast nahtlos aneinander an. Genau wie Illouz schreiben Boltanski und Chiapello, dass die Kommunikationsfähigkeit eine kaum zu überblickende kulturelle Bedeutung gewonnen habe (vgl. Illouz 2006: 33). In diesem Zuge sei die Frage des Kontakts zu anderen Menschen zunehmend in den Fokus geraten, denn es habe sich eine Konzeption von Welt durchgesetzt, „die als eine Herstellung und Lösung von Bindungen erlebt wird“ (vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 188). Zentral ist dabei für Boltanski und Chiapello auch, dass die neuen sozialen Netze zunehmend entgrenzt sind. Sie schreiben:

„Die profitträchtigen Netzkontakte fügen sich nicht systematisch den Marktformen. Wenn sie trotzdem vertraglich geregelt werden, sind die Verträge unvollständig oder erfassen lediglich einen Teil der Tauschbeziehung. Der Rest ist seiner Natur nach unspezifisch und kann sich im Laufe der Beziehung verändern. Die Konnexionen sind gerade deshalb interessant, weil sie Ressourcen nutzbar machen, von denen man bis dahin dachte, dass sie sich weder vermarkten noch überhaupt vertraglich regeln ließen. Das gilt für Ideen (...), aber z.B. auch für Informationen über die Kontakte anderer bzw. über ihren Gesundheitsstand, ihre politische Einstellung, ihre ästhetischen oder intellektuellen Prinzipien. Diese

³ Diese Rechtfertigungsdiskurse sind nicht mit einem einfachen „Überbau“ gleichzusetzen, denn zwar würde ein bestimmter Rechtfertigungsdiskurs den je konkreten Formen der Kapitalakkumulation zu einem bestimmten Zeitpunkt entsprechen, weil aber der Kapitalismus eine von der Moralsphäre losgelöste Ordnungsform sei, müsse zur Rechtfertigung auf Diskurse anderer Ordnung zurückgegriffen werden. Daher könne nicht klar getrennt werden zwischen „unreinen Ideologiegebilden“, die nur die kapitalistische Akkumulation bestärken und „reinen, über jeden Verdacht erhabenen Ideen, die angeblich zur Kritik daran berechtigten“. Stattdessen seien es häufig „dieselben Paradigmen, die zur Kritik wie zur Legitimierung der Kritik herangezogen werden.“ (Boltanski/Chiapello 2003: 59). Der Kapitalismus ist also Boltanski und Chiapello zufolge auch auf seine Kritiker angewiesen, um eine moralische Stütze zu finden. Auf diese Weise könne die Akkumulation durchaus gehemmt werden, indem etwa bestimmte Wege, Profit zu erwirtschaften, innerhalb der existierenden Rechtfertigungsdiskurse als illegitim gekennzeichnet werden, wodurch Profitmargen gedrückt werden (z.B. kann es einen Rechtfertigungsdiskurs geben, innerhalb dessen der Profit nur dann legitim ist, wenn er auf dem Ideal der Chancengleichheit erwirtschaftet worden ist). Die Rechtfertigungsdiskurse sind für Boltanski und Chiapello also nicht nur „Spiegel“ oder „Abbild“ der aktuellen Form der Kapitalakkumulation bzw. bilden nicht nur die Veränderungen der Formen der Kapitalakkumulation ab, sondern treiben diese auch voran.

Unvollständigkeit ist der Grund dafür, dass der Zwangsrahmen der Marktordnung kaum greift und dass im Fall der konnexionistischen Welt häufig das zwischenmenschliche Vertrauen bemüht wird, das aus dem Wortschatz der Familienwelt zu stammen scheint.“ (ebd.: 420).

Entgrenzung bedeutet hier also zum einen das Wegfallen vertraglich festgelegter Grenzen einer Markt-Interaktion, zum anderen bedeutet es – hier sind Boltanski und Chiapello in ihrer Analyse wieder nah bei Illouz – die Entgrenzung zweier Bereiche durch die Herstellung einer diskursiven Kontinuität: der Bereiche der Familie und der Arbeit. Boltanski und Chiapello sprechen aber deutlicher als Illouz aus, dass diese Entgrenzung einen Motor hat, der sie vorantreibt. Dieser Motor ist die Verwertung bisher noch nicht nutzbar gemachter Ressourcen. In diesem Sinne schreiben sie:

„Die traditionelle Taylorisierung der Arbeit behandelte die Menschen zweifellos wie Maschinen. Sie gestattete es allerdings nicht, die spezifischsten Eigenschaften der Menschen, ihre Gefühle, ihren Sinn für Moral, ihre Ehre usw., direkt in den Dienst des Profitstrebens zu stellen. Weil sie gewissermaßen menschlicher sind, durchdringen die neuen Unternehmensstrukturen, die ein umfassendes Engagement fordern und sich auf eine ausgeklügelte Ergonomie stützen, die vor allem auch die Ergebnisse der postbehavioristischen Psychologie und der kognitiven Wissenschaften mit einbezieht, weitaus stärker das Innenleben der Menschen. (...) Sie machen es erst möglich, dass die Menschen in dem, was sie eigentlich erst zu Menschen macht, instrumentalisiert und zur Ware transformiert werden.“ (ebd.: 505).

Hier wird expliziert, was bei Illouz eher unausgesprochen bleibt: die neue Konzeption von Welt, in der therapeutischer Diskurs und kommunikatives Ideal allgegenwärtig sind, zielt darauf ab, dass möglichst keine Regung der Gefühle und keine soziale Interaktion unverwertet bleiben. Boltanski und Chiapello bringen diese neue Konzeption von Welt auf die Begriffe der „konnexionistischen Welt“, der „projektbasierten Polis“ und der „Netzlogik“. Dabei bemerken sie, dass die Netz-Metapher, bei der klassischerweise auf das Weben Bezug genommen würde (z.B. gehe es um „Maschen“ und um „Knoten“), in den vergangenen Jahrzehnten einerseits in der Managementliteratur zunehmend affirmativ verwendet worden sei, sich aber auch in der Wissenschaft durchgesetzt habe, auch dort sei es in den letzten Jahrzehnten vermehrt um die Fragen von Kontakt, Interaktion und Kommunikation gegangen. Damit einher sei eine Aufwertung der relationellen gegenüber den substanziellen Eigenschaften gegangen. Ein solches relationelles Paradigma lasse sich heute etwa in der Sozialanthropologie, in der Soziologie, Geschichtswissenschaft, der Biologie und der Kognitionswissenschaft feststellen. Boltanski und Chiapello betonen die Fokussierung auf „Zeichen“ und die implizite Bedeutung der Semiotik für diesen Paradigmenwechsel. Ihre Überlegung ist dabei ungefähr folgende: Wenn die Frage an Bedeutung gewinnt, wie Kontakt entsteht, wenn Kontakt gewissermaßen „problematisch“ wird, verlagert sich das Interesse auf Kommunikationsprozesse und

über dieses gelangt man zu der Frage, was eigentlich „Zeichen“ sind. Zeichentheorien seien in diesem Sinne attraktiv für die neue netzförmige Konzeption von Welt gewesen. So schreiben Boltanski und Chiapello zur Zeichentheorie von Pierce:

„Bei Pierce ist das Zeichen nämlich nicht nur an einen Gegenstand gekoppelt (wie in der zweigliedrigen Relation Signifikant/Signifikat). Es muss seinerseits sinnhaft interpretiert werden (in etwa, wie ein Wort in einem Wörterbuch durch ein Satzbeispiel mit anderen Begriffen definiert wird, deren Bedeutung man wiederum nachschlagen kann, etc.). Diese dreigliedrige Zeichenkonzeption (Zeichen, Gegenstand, Interpret) ermöglicht die Darstellung von Welt (...) in Form eines „Netzes“ mit veränderbaren Grenzen, das durch eine Vielzahl an Übersetzungen gebildet wird: „Das Zeichen ist kein Zeichen, solange es sich nicht in ein anderes Zeichen übersetzen lässt, in dem es seine ganze Bedeutung entfaltet.“ (Ducrot/Schaffer 1995: 180-181). So gesehen spielt der Interpret die Rolle eines Übersetzers bzw. eines Mittlers, durch den sich das Netz ausdehnen kann. Er legt Verbindungsbrücken zwischen einzelnen Einheiten, die andernfalls isoliert geblieben und somit bedeutungslos wären.“ (ebd.: 198).

Die Attraktivität der Semiotik wird von Boltanski und Chiapello also damit erklärt, dass sie mit der Kommunikation zum Gegenstand hat, was alle Welt im „dritten Geist des Kapitalismus“ interessiert, und in der Theorie ebenjenes Netzparadigma bestätigt, was die Menschen im Konkreten ihrer Arbeitswelt erfahren. Über die Durchsetzung dieses relationellen Paradigmas in der Psychoanalyse schreiben die Autoren zwar nichts⁴, aber auch die Psychoanalyse konnte sich bekanntermaßen der Attraktivität der Zeichentheorien nicht verwehren, und auch die Psychoanalyse hat im Verlauf des 20. Jahrhundert eine „intersubjektive Wende“ erfahren - davon zeugt etwa der Untertitel eines 2006 herausgegebenen Sammelbandes mit dem bezeichnenden Titel *Die vernetzte Seele* und das beschreibt auch Illouz: von einer Triebtheorie wurde auf zwischenmenschliche Beziehungen umgestellt (vgl. Illouz 2011: 218). Illouz führt zwar die Objektbeziehungstheorie als Beispiel dafür an, dass das Selbst nun als etwas betrachtet worden ist, „das sich aus dem Netz der Beziehungen heraus entwickelt“ (vgl. ebd.), als Teil einer Wendung weg von einem substantiellen und hin zu einem relationellen Paradigma kann aber auch Lacan verstanden werden, d.h. auch er hat seinen Beitrag geleistet in einer Verankerung der Freudschen Erzählung des Selbst in einem relationellen Paradigma.

In der Lacan-Rezeption der 70er Jahre ist dieser von Boltanski und Chiapello festgestellte Trend zum Netzparadigma augenscheinlich: so dreht sich in Hermann Langs Buch *Die Sprache und das Unbewußte* alles um die Fragen eines problematisch gewordenen Kontakts, um die Frage einer wechselseitigen

⁴ Sie erwähnen nur, dass sich einige der neuen Netzontologien psychoanalytische Konzepte wie das der Übertragung und das der „Affektkräfte“ zu eigen gemacht hätten (vgl. ebd.: 201).

Anerkennung durch die Sprache⁵, um die Herstellung des Subjekts im Netz der Sprache. Gewissermaßen scheint Langs Lesart Lacans auf perfekte Weise den therapeutischen Diskurs mit der Problematisierung des Kontakts und der Kommunikation zu verbinden, indem die Ergebnisse einer ausgiebigen Analyse der Kommunikation zwischen Analytiker und Analysant auf jegliche Kommunikation zwischen zwei Menschen übertragen wird. Die Annahme des Unbewussten in der Sprache – Lang schreibt, dass fast alle „sprachlichen Seinsweisen auf unbewusster Ebene“ spielen - erlaubt es, jeglicher Kommunikation mit jener Verdachtshermeneutik zu begegnen, die Illouz in Bezug auf Fehlleistungen, etc. beschreibt. Das dadurch ermöglichte unendliche Fragen nach dem Motto: was wollte ich meinem Gegenüber eigentlich mitteilen, was wollte mir mein Gegenüber eigentlich sagen, fällt in einer konnexionistischen Konzeption von Welt auf fruchtbaren Boden. Die von Illouz und Boltanski und Chiapello dargestellte enge Verwobenheit von Arbeitsrealität, Managementtheorie und psychologischer Theorie verweist auf einen fundamentalen Zusammenhang zwischen der Form geistiger Produkte und der Form der Arbeit. Psychoanalytische Theorie fällt aus diesem Zusammenhang nicht heraus – vielleicht sollte man also den Analogien in psychoanalytischer Theorie und Arbeitswelt weiter folgen. Aus der Perspektive des Kapitals geht es stets darum, neue Sprachen zu finden, um die Menschen an die sich verändernden Formen der Arbeit zu binden. Das kommunikative Ideal und der therapeutische Diskurs können in diesem Sinne als eine Sprache verstanden werden, die genau das leistet: die die Menschen an die veränderte Arbeitsrealität im Westen anpasst, bzw. ihnen erlaubt ihrer Arbeitsrealität einen Sinn zu geben.

Literatur:

Boltanski, L.; Chiapello, E. (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

Illouz, E. (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Illouz, E. (2009): Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

⁵ Lang schreibt in seiner Lacan-Rezeption 1973: „(...) in Sprache sich einfügen impliziert Verzicht; Verzicht auf ein sich als einzig und einzig setzendes Ich. Dieses im Sein der Sprache selbst angelegte Moment konstituiert so das Anerkennungsgeschehen als ein wechselseitiges. Anders gesagt: insofern sich Subjektivität im Wesen an Intersubjektivität gebunden findet, und sich diese Bindung auf der Ebene des Gesprächs vollzieht, ist gegenseitige Anerkennung schon mitgesetzt. Im universalen Medium der Sprache, wo ein jedes Wort auch Wort des Anderen ist, kann das Subjekt zu sich selbst nur dank des Prozesses der Anerkennung kommen (...)“ (vgl. Lang 1973: 97).

Marcuse, H. (1957): *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Mau, S. (2023): *Stummer Zwang. Eine marxistische Analyse der ökonomischen Macht im Kapitalismus.* Berlin: Karl Dietz Verlag.

Lang, H. (1973): *Die Sprache und das Unbewußte. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.